universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Lyrische Reisen

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1878

XXI. Von Trient nach Castel Toblino. Oktober 1875

urn:nbn:at:at-ubi:2-8437

XXI.

Von Trient nach Castel Toblino.

Oktober 1875.

Es ist ein heiterer Herbstmorgen, gerade so warm, daß man ihn noch kühl nennen könnte. Das ehrwürdige Trient ist bereits aufgestanden. Die hesperischen Obstweiber sitzen schon auf dem Anstand und erwarten in stiller Sehnsucht die hinfälligen Seelen, die dem Reiz ihrer Trauben erliegen werden. Die Trauben sind heuer groß und die Preise klein. Um einen Batzen kann sich der Wanderer das ganze Reisehütlein füllen lassen und daraus knuspern, bis er die Contrada larga, die Contrada lunga und die Contrada tedesca, jetzt del Suffragio, ausgegangen ist. Die alten Palazzi mit ihren verblichenen Frescobildern gehen gratis drein. Ueber der ganzen Stadt liegt eine germanische Ruhe. Hier kreischt, schreit, lärmt kein Mensch; keine Spur von italienischem Feuer und Ungestüm. Es könnte in unserem Augsburg nicht stiller sein.

Doch ja! Um neun Uhr Morgens zeigt sich einiges Leben um den Rebecchino, ein Wirthshaus, dessen Namen aber selbst die Trientiner nicht zu erklären wissen. Viel-

leicht soll er nichts anderes bedeuten, als „beim Rehböckl.“ *) Hier steht ein Stellwagen vor der Thüre, in welchen alle Menschenkinder einsteigen, welche heute ins Sarcathal oder nach Judicarien trachten. Endlich hat sich alles gestellt und in die Räume friedlich vertheilt. Der Kutscher schnalzt und die Unternehmung beginnt. Die starken Pferde traben munter über die Etschbrücke und gehen selbst die Höhe hinan in gutem Schritt. Die Peitsche scheint hier mehr schmeicheln als schmerzen zu sollen. Im Trentino wird noch nicht geschunden.

Der Weg geht auf trefflicher Straße an der Felsen=

---

*) Diese Deutung ist nicht haltbar; die richtige, welche jetzt gegeben werden soll, verdanke ich dem Herrn Alois Börner, k. Hofbeamten in Dresden, einem in Oberitalien sehr wohl bewanderten Mann. Herr Alois Börner schrieb mir nämlich, nachdem der Artikel über Arco in der A. A. Z. erschienen war, zwei freundliche Briefe, um mir mitzutheilen, daß die Deutschen in Trient den Rebechino „Zum Sackpfeifer“ heißen. Diese Spur weiter verfolgend, habe er dann gefunden, daß im Altfranzösischen rebec, im Englischen rebeck eine kleine Geige von drei Saiten, eine sogenannte Stockfidel bedeute. In Genua, wo auch ein Rebecchino, wie denn der Name überhaupt in Oberitalien häufig wiederkehrt, verstehe man darunter ein zitherartiges Instrument, welches der Spieler vor sich auf den Tisch lege, also wie unsere Zither in den deutschen Alpen. — Diese Mittheilungen habe ich in den Wörterbüchern vollkommen bestätigt gefunden. Valentini sagt: Ribeba, Ribeca, Ribecchino, eine jetzt außer Gebrauch gekommene, mit drei Saiten bespannte Zither, womit man nebst einer kleinen Pauke die Braut und den Bräutigam auf dem Lande zur Kirche führte. Fried. Diez sagt in seinem Wörterbuch der romanischen Sprachen: Ribeba, ital., Bauerngeige, Schäfergeige; vom arab. rabâb, das ein ähnliches Tongeräthe von runder Form bedeutet. Daraus soll entstellt sein ital. ribecca, franz. rebec u. s. w.

seite rasch hinan, so daß wir auf den Doß Trent bald herunter sehen, auf die altberühmte, einer runden Tabaksdose täuschend ähnliche Verruca, die grünbelaubte Steinwarze, von welcher schon die Römer und die Gothen in das ruhmreiche Trient hinab geschaut. Jetzt sind schattige Baumgänge auf jener Höhe angelegt und wonnevolle Aussichtsbänke aufgestellt, denen die Galanterie der österreichischen Besatzung allerlei Namen, wie Mathildensruhe, Louisenslust u. s. w. beigelegt und beigeschrieben hat. Da ich nun den Gothen und den Gothinnen von jeher zugethan war, so hoffte ich im stillen, man würde bei dieser Gelegenheit auch Amalasuntha, die feine, Ostrogotha, die schöne, und andere Damen jenes edlen Volks bedacht haben, aber unter der Garnison von Trient scheinen die Gothinnen ganz verschollen zu sein.

Aber auch der Doß Trent und die weite Aussicht in das Etschland verlieren sich; der Wagen fährt durch eine lange, malerische Klamm, den Buco di Vela, und kommt endlich bei Cadine, einem kleinen Weiler, wieder heraus. Hier beginnt eine ganz neue Gegend, wie man sie selten trifft. Man müßte wenigstens bis nach Dalmatien gehen oder ins Land der Kekropiden, wo der Lykabettos, Hymettos und andere kahle Häupter auf den Kephissos, Ilissos und andere vielbesungene Bäche herunterschauen. Die niedern Berge, die aus dem Thale aufsteigen und sich wieder darin verlaufen, sind nämlich so abgeschunden, daß der aschgraue Felsen überall zu Tage steht und weder Gras noch Kraut darauf wächst. Die höheren, die das Thal umgeben, streben dagegen so steil empor, daß an ihren nackten Seiten sich nur viele tausend

dunkle Tüpfchen halten können, kleine Sträuche nämlich, welche niemals größer werden. Weiter oben, wo einst die Wälder standen, zieht sich jetzt in unabsehbare Fernen jener fahle Filz dahin, der aus niederem Buschwerk besteht und die landesübliche Decke der trentinischen Berge bildet; doch finden sich auch solche, die vom hohen Scheitel herab ganz senkrecht in das Thal stürzen und daher ganz nackte Wände zeigen. So weit das Auge reicht, scheint am hellen Tage alles grau in grau gemalt. Dieses Gebirge ist natürlich ganz unbewohnt — nirgends ein Bauernhaus, eine Almhütte, eine Kirche oder Capelle — auch kein Reh, kein Hirsch, keine Gemse. Im Thal herunten sollen noch einige Leporaceen ein sehr unsicheres Leben führen, allein andere behaupten: die drei Hasen des Sarcathals lebten nur in der Tradition — gesehen habe sie seit Menschengedenken niemand mehr.

Diese grauen Felsenskelette, diese bleichen Bergleichen grinsen den Wanderer schon bei Tage ganz schauerlich an, bei Nacht aber scheinen sie wie ungeheure Gespenster sich leise hin und her zu bewegen und einander näher zu rücken, gleich als wollten sie den Pilger heimtückisch einmauern, so daß kein Mensch mehr erfragen könnte, wo er geblieben sei.

Ja, die Gegend ist so scheuslich, daß man sich, um den Ekel zu überwinden, nicht anders helfen kann, als sie recht schön zu finden. Auf diesen Standpunkt vermag sich der Wanderer mittelst eines kleinen und erlaubten Kunstgriffes unschwer zu stellen — er braucht nämlich nur die Thalsohle mit in das Bild hereinzunehmen. In dieser grünt und blüht, wächst und gedeiht ja alles, was Hespe-

rien nur bieten kann — die Myrten und die Goldorangen, die Trauben und die Kästen, die Feigen, Cypressen und selbst Minerva's Oelbaum. Aus den Felsen gehen nämlich, so kahl sie sind, allenthalben mächtige Bäche hervor, welche sprudelnd durch die abhängige Landschaft eilen, Mühlen und andere Werke treiben und, in tausend kleine Canäle zersplittert, eine unübertroffene Fruchtbarkeit verbreiten. So reicht überall das frischeste, lebendigste Grün an die grauen, todten Felsenwände. Auch dieß erinnert an Griechenland, wo nur das Schluchtenbächlein, das Rheuma, im heißen Gestein noch Blumen, Laub und Schatten erzaubert. Und am Abende, wenn der eine Theil jener kahlen Felsenhöhen in die Dämmerung versinkt und stahlblau anläuft, der andere aber, der im Licht aufragt, sich violett, orange, rosenroth färbt — in solchen Abendstunden fällt mir öfter ein, daß ich in jungen Jahren unter derselben Beleuchtung auf den Trümmern von Tirynth, am Gestade von Salamis mich an allerlei schönen Träumen ergötzt habe, von denen die wenigsten in Erfüllung gegangen sind. Ja, die Aehnlichkeit ist so schlagend, daß es fast zu wundern, wenn noch niemand die Behauptung aufgestellt: das schöne Hellas fange eigentlich in Vezzano an oder der Orient reiche bis ins Sarcathal.

Also auf der Höhe von Cadine! Aus dem lieblichen Gartenlande fällt der Blick hinunter auf den See von Terlago, der den blauen Himmel wiederspiegelt, aber im bleichen Felsenbette sich ausstreckt wie das Todte Meer. Doch hat sich auch da ein Bächlein gefunden, das von den Steinwänden herunter in den See plätschert, um einen kleinen, grünen Winkel zu schaffen, in welchem man we-

nigstens ein bescheidenes Dörflein und ein Schloß der Grafen von Terlago aufstellen konnte.

Um elf Uhr nahm uns Vezzano auf, ein langgestrecktes Nestchen, mit Piazza, an welcher eine große Kirche steht, mit Gerichtshaus und zwei Wirthshäusern. Das eine derselben hat eine französische Aufschrift: „A l'étoile d'or", das andere eine deutsche: „Zum goldenen Kreuz." Zum Dank für diese feine Aufmerksamkeit wendete ich mich letzterem zu, wobei ich alsbald die Bekanntschaft der kleinen, aber höchst ehrenwerthen Carolina N. N. machte. Sie lebt hier als Cameriera, zu deutsch Kellnerin, hat ein Alter von zwanzig Jahren, ein freundliches Gesicht, eine heitere Laune, für jeden Gast ein gutes Wort und ist so fleißig in ihrem Beruf, daß sie Morgens sogar die Zechstube kehrt. Die italienischen Landwirthshäuser, wenigstens in den größeren Orten des Gebirgs, sind vielleicht doch besser als ihr Ruf. Wenn sich unser Auge einmal an die malerische Verfallenheit, an die zerbrochenen Fensterscheiben, die zerrissenen Jalousien, die wackelnden Stühle, die abbröckelnde Tünche, den schmutzigen Boden, vielleicht auch an einen radicalen Riß in der Hauptmauer und an den Padrone, Wirth und Metzger, gewöhnt hat, der in blutiger Schürze freundlich herankommt, um den Gast zu unterhalten — lauter Ueberbleibsel einer früheren Civilisation, die wir nicht mehr verstehen — so findet es alles übrige, was des Menschen unmittelbarstes Bedürfniß angeht, eigentlich recht wohl bestellt. Die Tisch- und Bettwäsche ist fast eben so reinlich, als im bayerischen Gebirge, die Speisen sind gut gekocht und kommen appetitlich auf die Tafel, von der man freilich in ** erst die Hühner herab-

jagen muß; der Wein ist angenehm und die Zeche billig. Es wäre daher nicht zu verwundern, wenn namentlich das goldene Kreuz zu Vezzano bald ein beliebter Herbstaufenthalt für deutsche Dichter und Maler, wenn es bald besungen und gemalt würde. Für letzteren Zweck wäre namentlich dessen Hinterseite zu empfehlen, welche verschiedene anziehende Motive bietet, während die Vorderseite mehr allgemein gehalten ist. Im übrigen ließe sich aus diesem unserem Vezzano ein ganz hübsches Städtchen herstellen, wenn man nur die schmutzigen Wände der Häuser in gefälligen Farben tünchen und das wetterbraune Holzwerk, zumal die Fensterläden, grün anstreichen wollte. Aber der Italiener sieht, wie der Vicar von Wakefield, weniger auf eine gleißende Oberfläche, als auf innere Schätze, die länger dauern.

In Vezzano ereignete sich ein Fall, der in Tirol schon öfter vorkam, nämlich daß mich ein guter Freund zu einer Spazierfahrt einlud. Eigentlich sollte das ganze Thal abgefahren werden, welches sich von Calavino bis Cavedine erstreckt und einige hundert Fuß höher liegt, als Vezzano. Aus diesem Hochthal schaut nur ein Kirchenthurm, ein großes Haus und ein altes Schloß herunter in die Ebene, und es liegt dasselbe mitten zwischen den Kalkfelsen. Wenn ich mitunter auf der Landkarte diese Lage betrachtete, so dauerten mich die armen Menschen da oben, die in dem öden Gestein ein dürres Leben elend hinzubringen schienen; aber als wir nach Calavino hinaufgekommen waren, zeigte sich im Gegentheil, daß da die frischesten Bäche durcheinander rauschen, daß die Pflanzen herrlich wachsen und die Natur fast noch üppiger dasteht, als unten um Vezzano.

Dazu kommt noch als romantische Beilage das alte Schloß, Madruzz mit Namen, welches den lieblichen Thalstreifen höchst ansehnlich überragt. Es ist leider schon lange verödet und ganz ausgeplündert. In Beda Weber's „Land Tirol" ist zu lesen: daß vor vierzig Jahren der damalige Besitzer, der in Genua wohnte, die Marmorsäulen, die Thürpfosten, die Stiegen von kunstreicher Art um schnödes Geld vertrödelte. Durch die tirolischen Burgen geht ein finsterer Geist, der nicht eher Ruhe hat, als bis das letzte Wahrzeichen der alten Würdigkeit verschwunden ist.

Die Herren von Madruzz waren einst die reichsten in Tirol und saßen gleichsam erblich von 1539—1658, also hundertneunzehn Jahre lang, auf dem fürstbischöflichen Stuhl zu Trient. Als der letzte, Karl Emanuel, alle seine Brüder und Vettern hatte kinderlos hinsterben sehen, wollte er selbst die Fortpflanzung seines Namens übernehmen, die Insel ablegen, sich mit Myrten kränzen und ein schönes Fräulein von Trient heirathen, ließ sich auch an 100,000 Gulden kosten, um vom heiligen Vater die Dispense zu erhalten, erhielt sie aber doch nicht und schloß „an Leib und Seele verkümmert" sein Geschlecht. Herrn Probst Susczynsky, der jüngst ebenfalls ein schönes Fräulein, wenn auch nicht von Trient, vor den Altar führte, wäre es wahrscheinlich auch so gegangen, wenn er sich in seinem schwierigen Fall nach Rom gewendet hätte. Darum kann man ihm nur Glück wünschen, daß er sich keine überflüssigen Ausgaben erlaubt, sondern auf eigene Verantwortlichkeit gethan, was er nicht lassen konnte.

In der Kirche zu Calavino findet sich noch die Capelle der Madruzzer mit ihren Grabsteinen und einem

Frescobilde, welches vier Herren und drei Frauen aus der Familie vorstellt, die sich betend um den Altar reihen. Manche behaupten, es habe sie Tizian gemalt.

Auch in das große Landhaus traten wir ein, welches von Calavino gegen Vezzano hinunterschaut. Auch dieses gehörte einst zu den Gütern der Madruzzer, gieng nach ihrem Erlöschen durch verschiedene Hände und ist jetzt Eigenthum des Herrn von Negri, des Bezirkshauptmanns von Cleß im Nonsberg, der hier seinen Urlaub zuzubringen pflegt. Herr von Negri hat sich, seitdem er im Nonsberg waltet, um die deutschen Gemeinden zu Laurein und Proveis, die so lange vernachlässigt waren, mit liebevollem Eifer angenommen und Hand in Hand mit den dortigen Priestern für Erziehung und Bildung des Völkleins das möglichste gethan. Da ich nun in den jüngsten Tagen, wie bereits zu lesen war, auf den Höhen von Laurein und Proveis gewesen, so hatte ich in Calavino warme Grüße auszurichten und gewissermaßen auch meinen eigenen Dank abzustatten für die aufmerksame Behandlung, welche der Herr Bezirkshauptmann unseren dortigen Landsleuten erweist.

Wir wurden sehr freundlich aufgenommen und in dem hohen Hause mit hesperischer Artigkeit herumgeführt. Dieses mächtige Gebäude bietet alle Eigenheiten einer großen italienischen Villa — marmorne Portale, Altanen und Balustraden, große Höfe, breite, steinerne Treppen, breite Gänge, hohe, weite Zimmer und hohe Fenster.

Die Vertheidigung gegen die heißen Pfeile, welche die Sonne schießt, geht im italienischen Gebiete von andern strategischen Grundsätzen aus, als in den warmen Theilen des deutschen Tirols. Hier hat man, wenigstens in älteren

Zeiten, durch düstere Gewölbe, welche halb im Boden stehen, durch niedere Gemächer und kleine Fenster, durch eine tiefe Dämmerung, die man über das ganze Haus vertheilte, der Hitze den Zugang zu versperren gesucht, während die italienischen Baumeister durch weite Räume, hohe Säle und Fenster die Sommerwärme nicht ausschließen, aber ihr durch Luftigkeit und Zugwind die Spitze abbrechen wollten. Dort sieht man die deutsche Gemüthlichkeit ausgeprägt, die in der kühlen, dunkeln Thorhalle bei einem Humpen Wein die ganze heiße Welt vergißt und sich um die obwaltende Finsterniß nicht kümmert; hier den hohen Sinn der Italiener, die nur nach Luft und Licht ringen und dabei das Trinken oft mehr versäumen, als uns verständlich ist.

Als wir von der Wanderung durch das Schloß und den zierlichen Garten, der gegen die alte Burg Madruzz hinaussieht, in den Empfangssaal zurückgekehrt waren, entgieng es unsern vergnügten Blicken keineswegs, daß die Dame des Hauses mittlerweile eine leckere Marende aufgestellt hatte. In gefälligem Kreise stand alles, was der Herbst nur bieten konnte, um eine Flasche Vino santo herum, welche wie ein freundlicher Leuchtthurm über die Aepfel und Birnen, die Feigen und Trauben emporragte. Der Vino santo wird namentlich in dieser Gegend mit Vorliebe und zwar so erzeugt, daß die weißen Trauben auf Strohrahmen gelegt und erst um Weihnachten gekeltert werden. Davon, von der heiligen Zeit, hat er auch seinen Namen und nicht, wie manche Schlechtberichtete meinen, von den Heiligen, Asceten, Catecheten und Fastenpredigern, welche ihn allerdings sehr hoch zu schätzen wissen, doch auch

nicht höher als die Kinder der Welt. Er ist anerkanntermaßen einer der feinsten Damen- und Dessertweine, die in diesem irdischen Jammerthale wachsen.

Wir fingen nun zu plaudern an, sprachen über Calavino und Vezzano, über das Sarcathal und das Trentino, über Deutschland und Italien. Für ersteres legte Herr von Negri große Achtung an den Tag. Er hält uns nicht nur nicht für Barbaren — ein Verdacht, den ich auch durch mein elegantes Benehmen möglichst fern zu halten suchte — sondern glaubt sogar, daß uns selbst der gebildete Italiener noch manches ablernen könnte. Auch von den biedern Männern und Frauen zu Laurein und Proveis war längere Zeit die Rede und wir vereinigten uns in der Hochschätzung dieser wackern Germanen. So vergiengen die Minuten, ja schier die Stunden. Wir verplauderten — nicht so fast Calavino, welchem wir vorher schon eine eingehende Besichtigung gewidmet hatten, aber Madruzzo, Lasino, Strabino und Cavedine, mit einem Wort, alle Dörfer, die wir diesen Abend noch hatten befahren wollen. Bei einbrechender Dämmerung bestiegen wir nach freundlichstem Abschied wieder das Wägelein und fuhren raschen Trabes bergabwärts in den Flecken zurück, wo mich die kleine, aber höchst ehrenwerthe Carolina N. N. wieder mit derselben Heiterkeit begrüßte, mit der sie mich Mittags verabschiedet hatte. So lebt man in und um Vezzano!

Da mich's aber doch bald reute, damals nicht nach Cavedine gekommen zu sein, so gieng ich nächster Tage von Arco wieder aus und von Drò rechts hinauf nach Drena, einer stolzen, aber verfallenen Langobardenburg, und dann hinein in jenes Thal, welches wie in einer

Muschel liegt und einen ungemein lieblichen Anblick gewährt. Rechts ein hoher Bergzug, der ausnahmsweise sehr hübsch bewaldet ist und der Garten Abrahams heißt, links kahle Felsen, in der Niederung eine blühende, reich bewässerte und reich bevölkerte Landschaft. Aus dem braunen Gemäuer, das auch hier die Dörfchen bildet, heben sich einige Bauernhäuser heraus, welche, wie die des bayerischen Gebirgs, reinlich geweißt und mit grünen Läden versehen sind, jetzt auch mit den goldenen Fruchtschnüren der Maiskolben verziert waren. Sie schienen mir da sehr auffallend. — Was denn diese Häuser bedeuten? fragte ich einen Landmann. — „Ja, das sind so einige benestanti, die ihre Häuser schon putzen können.“ — Schade, daß deren nicht mehrere sind.

Das Schloß Madruzz zeigt sich übrigens hier von einer neuen Seite und erscheint da noch großartiger, als von Calavino aus. Jedem Fußgänger, der nach Arco trachtet, ist zu rathen, nicht die langweilige Straße an der Sarca zu begehen, sondern zuerst allerdings einen Abstecher nach dem Schloß Toblino zu unternehmen, dann aber den Weg durch das schöne Thal von Cavedine zu wählen.

Ueber Nacht war es Sonntag geworden und ich gieng in stiller Andacht, vom Glockenschall des ganzen Thales begleitet, aus Vezzano und nach Santa Massenza zu. Dieses Dörflein ist nach der Mutter des heiligen Vigilius benannt und liegt in einem heimlichen Winkel des Toblinosees, auch wieder in scheuslicher Felsenschlucht, aber auch wieder in herrlichem Garten. Hier haben die Fürstbischöfe zu Trient von Alters her eine Sommerfrische, ein reizend

gelegenes Landhaus mit hoher Marmorpforte, weitem Hofraum, steinerner Freitreppe u. s. w., wie es schon oben in Calavino beschrieben wurde. Der Weinsegen ist aber dieses Jahr so überwältigend, daß die fürstbischöflichen Knechte selbst heut am Sonntag die Trauben herbeitrugen und sie zerstampften, was ich ihnen um so lieber nachsah, als ich mich selbst für sie zu feiern entschloß. In den Sälen sind ein paar gelungene Porträte der hohen Kirchenfürsten zu sehen, auch etliche kunstreich eingelegte Tische, wie sie in Tirol einst myriadenhaft vorhanden waren, jetzt aber, soferne sie noch zu finden, meist in England zu suchen sind. Die großen alten Bilder sind auch fast alle fort; das Trentino hat keinen Kunstverein, um mit seinen Geschenken selbst des Bürgers Gemach zu zieren, wie der unsrige thut; den Gebrauch der Tapeten scheint man nicht zu kennen oder nicht zu lieben und so gewähren denn die hohen, weißen Wände mit ihren alten kleinen und verdunkelten Oelgemälden in den verstaubten Rahmen fast ein ärmliches Ansehen; den Luxus und die Pracht, die das Hochstift hier entfaltet, werden selbst seine Neider nicht sardanapalisch finden.

Nun zieht der Weg eine halbe Stunde zwischen dem gelben Gestein und dem blauen See dahin, bis er die grüne Landzunge erreicht, auf welcher Castel Toblino steht, unter den Eingeweihten hochberühmt wegen seiner gedankenreichen Einsamkeit, einst auch ein Horst der Madruzzer, jetzt ein Besitz der Grafen von Wolkenstein, aber auch ein Stelldichein der Dichter und der Maler, ein kleiner He-

likon der deutschen Musen, auf dem schon manches längere Gedicht, manches theuer verkaufte Bild entstanden.

Das Schloß ist ein altes, wetterbraunes Gebäude, das sich sehr anspruchslos darstellt, nur daß auf der einen Seite ein runder Thurm hervorsteht. Cypressen und Trauerweiden umflüstern seine betagten Mauern. Den innern Hof ziert ein schöner Bogengang. Vor Zeiten war da viele Wandmalerei zu sehen, aber davon ist nichts kenntlich geblieben, als das Wappen von Madruzz. Die Fenster gehen alle auf den See, an dessen Gestaden einiges Schilf wächst. Die Schönheit seiner blauen Farbe ist nicht zu beschreiben. Vom andern Ufer wogt der grüne Buschwald bis an das Felsengebirge hinan, der kolchische Buschwald, wie ihn ein berühmter Tiroler am Phasis gefunden. In geringer Entfernung liegen zwei kleine Eilande in dem See — auf dem einen sonnen sich die Fischernetze, auf dem andern sitzt ein grauer Felsblock wie ein alter Runenstein.

Die steinerne Treppe hinansteigend, fragte ich nach dem Padrone, dem Herrn Sommadossi, dessen Ahnen schon seit zweihundert Jahren als Einnehmer, Verwalter und Pächter in dem Schlosse saßen. Es ist, als wären sie darüber selbst allmählig zu Rittern geworden, denn Herr Sommadossi ist eine sehr chevaleresque Erscheinung und erinnert in seinem Benehmen ganz und gar an einen Reitergeneral in den besten Jahren, der mehrere glückliche Feldzüge hinter sich hat. Er nahm mich nichtsdestoweniger freundlich auf und führte mich als Cicerone im Schlosse herum. Man findet hier dieselben weiten, hohen Säle wie zu Santa Massenza und zu Calavino. In der Halle,

die jetzt Fräulein Therese Weber*) aus München bewohnt, könnten leicht drei Compagnien Bersaglieri exercieren. Die Menschen verschwinden ganz in diesen Räumen; sie scheinen für Götter gebaut.

Bis wir zurückkamen, hatten unsichtbare Hände eine Flasche Vino santo und einen Teller voll Trauben auf den Tisch gestellt. Wir letzten uns zwar gern an diesen freundlichen Erscheinungen des Tages, giengen aber doch auch in die Vergangenheit zurück, ins erste, zweite und dritte Decennium vor dem laufenden Jahre, wo manche schöne Seelen hier verweilten und einige Wochen lang die süße Melancholie betrieben. Sie haben meines Wissens alle die tiefste Verschwiegenheit beobachtet und mir liegt es auch ganz fern, durch diese Zeilen die Heerschaaren der Touristen hierher locken zu wollen, um so ferner, als nur fünfe oder sechse Platz haben.

Herr Sommadossi scheint auch keinen großen Werth auf ihre Einkehr zu legen, mehr dagegen auf den Ruhm seines Vino santo, in welchem er einen Labetrunk für die ganze leidende Menschheit zu sehen glaubt. Wohl wissend, in welchem Lande die tiefsten Kenner edler Weine zu finden sind, hat er auch bereits einen deutschen Aufruf in die Welt ausgehen lassen, in dem er behauptet, daß schon viele Besucher sein altes Römercastell bedeutend heiterer verlassen, als sie es betreten, und daß mancher hypochondrische Misanthrop, welcher sich brustkrank wähnte und

*) Eine kunstreiche Malerin und liebe Freundin, die seitdem leider verstorben.

seine Heilung vergeblich in Arco suchte, diese thatsächlich an der Quelle des heiligen Weines gefunden habe.

Herr Sommadossi hat nun in Deutschland auch schon mehrere Kunden, deren er mit Achtung und Liebe gedenkt: den höchsten Rang unter diesen räumt er aber verdientermaßen dem Feldmarschall Grafen von Moltke ein, der für sich und seine Freunde alle Jahre eine nicht unansehnliche Zahl von Flaschen kommen lasse. Der Castellan von Toblino schreibt dem Vino santo in so fern sogar ein engeres Verhältniß zur neuen Weltgeschichte zu, als er behauptet: der große Feldmarschall habe 1870 keinen neuen Schlachtenplan entworfen und überhaupt keinen neuen strategischen Gedanken ausgedacht, ehe er nicht ein Gläschen von seinem Wein geschlürft. Herr Sommadossi meint auch: wenn nur jeder deutsche Premier im Felde seinen Vino santo bei sich führte, so würden die militärischen Erfolge, wenn möglich, noch glänzender und die Kriege sohin noch viel kürzer werden, als bisher. Sein edles Getränke sei daher nicht nur ein Wein der Damen, sondern auch der Krieger und der Helden, wie denn diese beiden Parcellen der Menschheit schon seit alten Zeiten immer in gewissen unläugbaren Beziehungen zu einander stehen.

Zum Schlusse tranken wir noch die Gesundheit des Trompeters von Säckingen oder vielmehr seines Verfassers, der vor fünfzehn Jahren auch etliche Wochen in dieser Einsamkeit verlebt und sich sehr gut darin gefallen hat.